



LAND

EIN ABRISS IN DREI TEILEN

ESSAY: MARKUS BINDER

I.

PREGARTEN 1970, WALDBAD

Das Wasser dunkelbraun, undurchsichtig, die Farbe von Moor, das Flüsschen Aist fließt langsamer dahin, als die Augen es wahrnehmen können, eher noch könnten sie das Gras wachsen sehen. Am Ufer stehen Holzpawlatschen, die Umkleidekabinen darstellen sollen, kaputt, aber trotzdem irgendwie erotisch, weil da drinnen sich Mühlviertlerinnen nackt ausziehen, um kurz darauf im Badekostüm daraus hervorzugehen, sich neben ihre Kühlmaschine und ihren Mann oder ihr Kind auf ein Handtuch setzen oder auch nicht und dem Gewässer bei seiner unglaublich langsamen Reise durch die Gegend zusehen.

Wir kriegen das aber nur ganz am Rande mit, wir sind Kinder, wir stehen auf dem schlammigen Boden des Flüss-

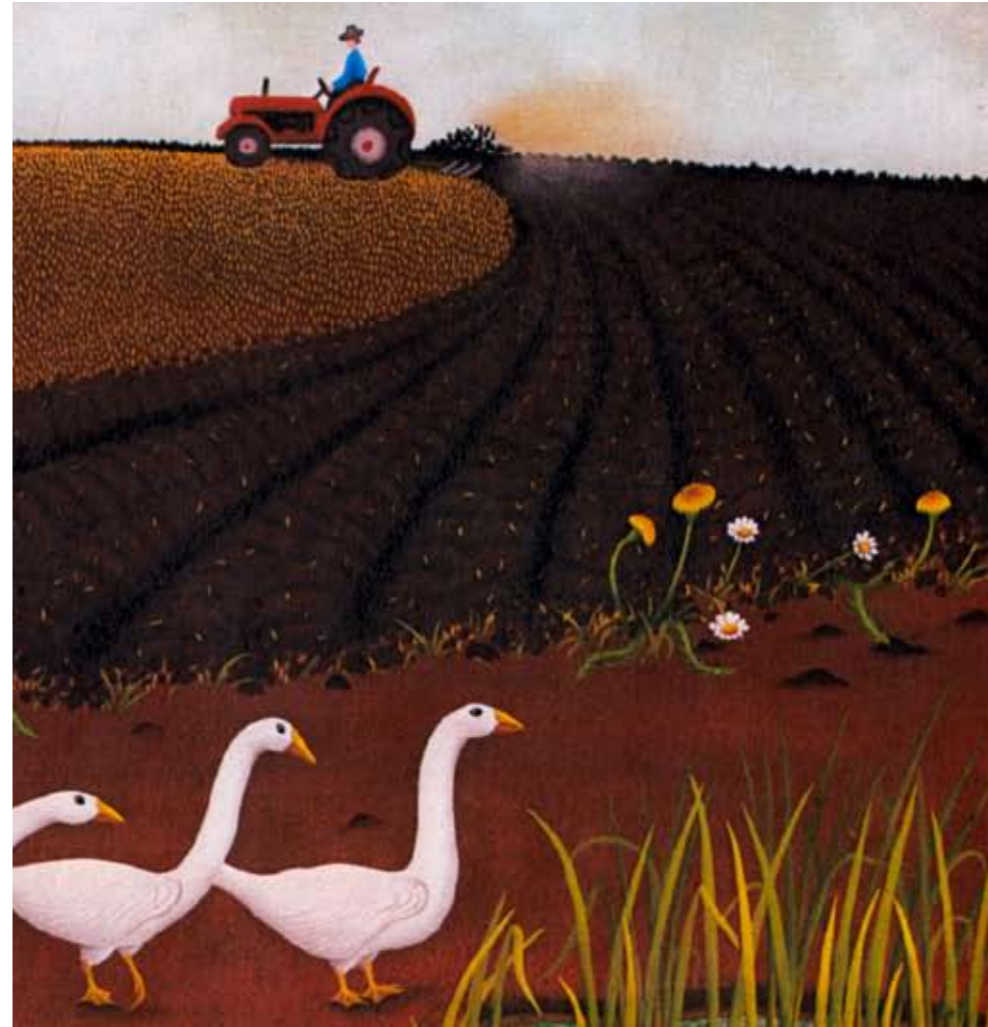
chens, der weicher ist, als je ein Teppich es sein kann, so weich, für einen derartigen Untergrund muss der Begriff „Flussbett“ erfunden worden sein. Das Wasser steht mir bis zum Hals, ich bin einer der Kleinsten hier, ich bin sieben, mein Bruder und ich plantschen herum. Plötzlich Geschrei.

Ein junger Mann stürzt aus dem Wasser ans Ufer, er schreit, er flucht, blutet stark aus einer Wunde am Fuß, setzt sich ins Gras, ein dunkelgrüner Glasscherben hat ihm die Sohle des rechten Fußes aufgeschlitzt, er hält den Scherben in seiner Hand, die Wunde sieht übel aus, das Blut fließt in Strömen. Als welche zu Hilfe kommen wollen, werden sie von dem Tobenden verscheucht. Der Verletzte holt weit aus und wirft den verfluchten Glasscherben zurück ins Wasser. Er ruft ihm nach: Soll sich wer anderer damit wehtun. Verdammst!

BEGRÄBNIS

Das Interessanteste vor einem Begräbnis war die Betrachtung der Gestorbenen, die in ihrem Sarg aufgebahrt lagen. Der Sargdeckel hatte am Kopfende eine Öffnung, durch die der Kopf der Leiche zu sehen war. Ich schaute mir die Gesichter dieser ein paar Tage zuvor verstorbenen, mir unbekanntem Leute an und versuchte mir vorzustellen, was sie jetzt sagen würden, wenn sie reden könnten. Manchmal glaubte ich tatsächlich, eine Bewegung in ihrem Gesicht wahrzunehmen, um den Mund, um die Augen, und manchmal hatte ich das Gefühl, die Leiche würde jetzt gleich beginnen weiterzuleben und alle, die dachten, sie wäre tot, hätten sich geirrt. Zu einer tatsächlichen Wiederbelebung kam es allerdings nie wirklich, immer nur fast.

Nach der Totenmesse wurde der Sarg in einen schwarzen VW-Bus gehoben,



dessen Heckklappe offen war. Dahinter der Pfarrer, hinter dem Pfarrer die Ministranten, mein Großvater, und dahinter die engsten Verwandten, die weiteren Verwandten, die Freunde, die Bekannten und dann die, die zu fast jedem Begräbnis gingen, die Mehrzahl davon in Schwarz gekleidete Frauen jenseits einer für mich damals nicht in Zahlen auszu-drückenden Altersgrenze.

Mein Großvater war mit einem Megafon ausgerüstet, dessen Lautsprecher, der nach rückwärts, Richtung Trauergemeinde, gerichtet war, an der Spitze einer zwei Meter langen Stange befestigt war. Diese Stange wurde von einem Ministranten getragen. Vom Lautsprecher führte ein geringeltes Kabel zu einem faustgroßen Mikrophon, das mein Großvater in der Hand hielt. Wenn sich der Leichenzug in Bewegung setzte, begann er, der Vorbeter, vorzubeten. Seine Stimme hatte den blechernen Sound, den diese Megafonlautsprecher

produzieren, diesen typischen Sound, bis heute das akustische Erkennungsmerkmal von Demonstrationen in aller Welt. Die Worte, die vom Opa der nachziehenden Gemeinde vorgesprochen wurden, hatten allerdings keine politischen Inhalte, aber Groove hatten sie. Es hatte etwas von Gospel, etwas von Demo, ein rhythmisches Gemurmel, ähnlich dem, was in den Achtzigerjahren Rap hieß. So ging es dahin, von der Kirche bis zum Friedhof. Eine halbe Stunde lang. Der Chor der alten Damen, der Großvater blechern dazwischen, manchmal beides gemeinsam.

Später am Friedhof wurde der Sarg langsam ins Grab hinuntergelassen, und niemand dort konnte diesen einen traurigen Satz würdevoller aufsagen als die ausgemergelten Totengräber mit ihren weiten schwarzen Capes und ihren schwarzen Kapitänshüten: Vom Morgen grauen bis zur Nacht hofft mein Volk auf den Herrn.

HÜHNER

Was die Hühner betrifft, sind es zwei Sachen, über die es zu berichten gilt. Erstens, als kleines Kind: Der alte Mann, der Nachbar, bei dem ich oft war, er nahm eines seiner Hühner, hielt es am Hals fest und legte es auf den Hackstock. Dann schlug er ihm mit dem Beil den Kopf ab. Das Huhn aber, anstatt tot zu sein, lief nun von seiner Hinrichtungsstätte weg, ohne Kopf, ich habe es mit eigenen Augen gesehen, es wirkte so bizarr, nach wenigen Metern brach es aber dann doch zusammen. Blut. Gestank. Krass. Jenseitig. Zweitens, als älteres Kind: Die Hühner hatten einen Napf, in dem es Wasser für sie gab. Andere, ältere Kinder nutzten die Gelegenheit für ein weiteres, von ihnen schon öfter praktiziertes Hühnerschauspiel: Sie füllten den Wassernapf mit Most. Die Hühner tranken mit Genuss aus dem Napf, und kurze Zeit

später taumelten sie betrunken über den Hof. Diese besoffenen Hühner sahen so superlustig aus, torkelten mal in die eine Richtung, fielen hin, torkelten weiter, wir hatten Bauchschmerzen vor Lachen.

EINFACH VORBEIKOMMEN

Am Land ist es so, dass einfach wer vorbeikommt, ohne sich anzukündigen. Es läutet an der Tür oder die Tür wird einfach geöffnet, und jemand kommt vorbei. Einfach vorbeikommen. In der Stadt ist es mit dem einfach Vorbeikommen schon nicht mehr so einfach, weil die Eingeteiltheit der Zeit und der Umstände es erfordert, dass Termine ausgemacht werden.

Einfach vorbeikommen ist gut. Macht aber auch nur Sinn, wenn jemand da ist.

Wenn niemand da ist, einfach bei jemand anderem vorbeikommen.

II.

HENRI LEFEBVRE UND DIE THEORIE DER PRODUKTION DES RAUMES

- Die Stadt ist eine Maschine der Möglichkeiten.

- Die klassische antike Stadt ist geprägt von der Herrschaft des Landes über die Stadt. Der Acker erscheint als Territorium der Stadt.

- Das Mittelalter geht vom Land als Sitz der Geschichte aus, deren Fortentwicklung dann im Gegensatz von Stadt und Land vor sich geht.

- Im 16. Jahrhundert kommt es zu einem Kippvorgang im westlichen Europa: Die Stadt gewinnt gegenüber dem Land die Oberhand, die Ordnung gerät aus den Fugen. Die Stadt geht in Bewusstsein und Wissen als gleichwertiges

Element des Gegensatzes Stadt – Land ein. Die Dorfbewohner hören in ihren eigenen Augen auf, für den Grundherrn zu arbeiten, sie produzieren für die Stadt, für den städtischen Markt, wenn sie auch wissen, dass der Korn- und der Holzhändler sie ausbeuten.

- Die Stadt ist von Adeligen, Priestern und Kriegern bevölkert und hat gegenüber dem zugehörigen Land einen doppelten Charakter: Sie ist Sitz einer gesellschaftlichen Gruppe, die einerseits das Mehrprodukt der ruralen Gesellschaft zusammenträgt und die andererseits mit militärischer Macht ausgestattet ist und somit eine Schutzfunktion ausübt.

- Der Gegensatz von Stadt und Land, wie er von Marx und Engels aufgeworfen und thematisiert wurde, zeigt die historische Ausdifferenzierung in zwei verschiedene Produktionsweisen, die sich in einer räumlichen Arbeitsteilung gegenüberstehen. Der Gegensatz von Stadt und Land spielt für die beiden eine entscheidende historische Rolle bei der Entwicklung des Kapitalismus. Marx und Engels fordern eine Aufhebung des Gegensatzes von Stadt und Land in Richtung Stadtdörfer oder Landstädte.

- In einer urbanisierten Welt gibt es keine Stadt mehr und kein Land, sondern nur noch unterschiedliche urbane Konfigurationen.

- Der städtische Raum ist konkreter Widerspruch.

- Was die industrielle Revolution nicht herbeigeführt hat, soll jetzt die urbane Revolution leisten: das Ende der Herrschaft des Ökonomischen, die Befreiung des *désir*, die Entdeckung des Kontinentes des Genusses – eine Revolution, die weiter geht als die von Marx konzipierte.

- Die Begriffe des Genusses und der Nichtarbeit sind eine radikale Kritik an einer produktivistischen Rationalität, die die gesamte Gesellschaft beherrscht, den Alltag dominiert und den Planeten verwüstet.

- Das Städtische definiert sich als Ort, wo die Menschen sich gegenseitig

auf die Füße treten, sich vor und inmitten einer Anhäufung von Objekten befinden, bis sie den Faden der eigenen Tätigkeit verloren haben, sich Situationen derart miteinander verwirren, dass unvorhergesehene Situationen entstehen.

- Die Urbanisierung ist ein Prozess, der allerdings nicht bedeutet, dass daraus notwendigerweise eine urbane Gesellschaft hervorgeht. Das Urbane ist vielmehr eine Möglichkeit, ein Potenzial, das in der Urbanisierung angelegt ist, das zu seiner Verwirklichung aber grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen bedarf.

- Die Verwirklichung einer urbanen Gesellschaft im Heute ist unmöglich und bleibt auch in der Zukunft höchst unsicher.

- Deshalb definiert Lefebvre die urbane Gesellschaft als Ausblick, als aufklärende Virtualität, als Projektion auf den Horizont oder – seine liebste Formulierung – als „Möglich-Unmögliches“.

(Henri Lefebvre, 1901–1991, französischer marxistischer Soziologe, Intellektueller und Philosoph. Zitate aus dem Buch „Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes“ von Christian Schmidt.)

III.

WIEN 2012

Warum Leute in ihrem Dorf bleiben, das fragen sie sich nicht, die Leute, die im Dorf bleiben. Wegen der Arbeit, der Frau, der Kinder, der Gegend, der Gewohnheit, der Angst vor der Welt, der Verbundenheit. Keine Ahnung. (Seit dem Jahr 2008 leben erstmals 50 Prozent der Weltbevölkerung in Städten, das sind insgesamt 3,5 Milliarden Menschen, ein Drittel davon in Slums.) Und dann kommen im Alter von 20 Jahren die Leute aus den Dörfern nach Wien, und nach einiger Zeit, nachdem sich die Aufgeregtheit über die wunderbaren Angebote der großen Stadt etwas gelegt hat, sind sie ganz frustriert, wenn sie hier erst wieder mit einer Missmutigkeit und Spießigkeit konfrontiert sind, vor der zu flüchten sie sich eigentlich vorge-

nommen hatten. Dilemma. Es stellt sich bald heraus, dass diese Stadt unter der Dominanz einer Vergangenheit, in der sie einmal Imperialhauptstadt gewesen ist, zu leiden hat.

Die Proportionen stimmen nicht. Die Architektur schafft an, eine Architekturbildung, die vor 150 Jahren einen bürgerlichen Pomp hingestellt hat, den alle, die sich hier aufhalten, ständig zu umkreisen haben. Diesen Pomp haben sie am Land nie gehabt, dafür müssen sie ihn auch nicht ständig umkreisen. Wien und diejenigen, die sich von hier aus um die Mentalitätsgestaltung ihrer Kundenschaft kümmern, hängen wegen des Umkreisens der imperialen Stätten mit einem Fuß in der Geschichte fest, und die Gegenwart kommt schwer nach, die Schatten der Vergangenheit überlagern die Schatten der Zukunft. Hier kommen die Geschwindigkeiten durcheinander, Erneuerung kommt nicht wirklich an, sie ist eine Erneuerung im Schatten, geh mir aus dem Licht.

Im Vergleich zu Prinz Eugen ist Peter Alexander immer noch Teenager, Vicki Leandros gegenüber Maria Theresia quicklebendig.

Vielleicht ist auch das ja der Grund, weshalb ich mich in Wien oft fühle, als befände ich mich in den Siebzigerjahren. Aufgrund der schwer wiegenden Präsenz der angesprochenen Gebäudemassen und der Auswirkungen auf die Mentalität der Einheimischen können locker 40 Jahre von der internationalen Gegenwart abgezogen werden, um in der Wiener Gegenwart anzukommen. Im Gegensatz zu Prinz Eugen ist Peter Alexander immer noch ein Teenager, auch wenn er schon gestorben ist, und im Vergleich zu Maria Theresia ist Vicki Leandros quicklebendig. Nirgendwo sonst haben Männer diese Frisuren, wo die Kammspuren dermaßen deutlich sichtbar sind, glatt und fettig, tragen die feinen Damen Lippenstifte, deren Farben

vor 40 Jahren tatsächlich modern waren, gibt es diese unendliche bürokratische Umständlichkeit, gekoppelt mit galoppierender Ungeduld, gibt es dieses für die Siebzigerjahre so typische Konkurrenz-/Aufbau-/Karrieregefühl, das sich allerdings mit den aktuellen Erfordernissen der marktkonformen Demokratie (© Angela Merkel) bestens vereinbaren lässt. Neben einer Menge anderer Phänomene, die den Aufenthalt in Wien zu einer Zeitreise rückwärts (und genau das lieben unsere Gäste doch so!) machen, muss (neben dem Wiener Walzer, Motto: Immer schön um sich selbst drehen) letztlich noch auf die berühmteste und typischste Charaktereigenschaft dieser Stadt hingewiesen werden, den Wiener Grant, diese Aggression gegen alles Noch-nicht-da-Gewesene und Nicht-von-da-Kommende. Dieser vielbesungene Grant (goldenes Wiener Herz) ist nichts anderes als die individualisierte Ausformung der die Geschichte dieser Stadt prägenden Feindseligkeit, die mit realem Leben erfüllte Fortsetzung einer langen Geschichte von Ressentiment und Boshaftigkeit.

Ein jüdischer Arzt fand vor hundert Jahren in der Neurosenmetropole Wien ein ideales Terrain für die Durchleuchtung dieser menschlichen Abgründe vor. Er wurde verjagt. Dass Wien von Managern, die hier ihre Geschäfte machen, zur tollsten Stadt der Welt für Manager gewählt wurde, gibt den Wienern allerdings Auftrieb, so weiterzumachen. Aber es soll deshalb niemand entmutigt werden, vom Land in die Stadt zu kommen, auch diese Stadt ist eine Maschine der Möglichkeiten, Nutzung unter interessanten Gesichtspunkten wünschenswert. Und so bleibt, um die Thematik Stadt versus Land versöhnlich ausklingen zu lassen ...

ZUM SCHLUSS NOCH EINS

Ein Typ vom Land und ein Wiener geraten in Streit, was schnell passieren kann, zum Beispiel wegen der jeweils dem anderen unangemessen erscheinenden Benutzung des Trottoirs (Fahrrad). Nach einigen Minuten grober gegenseitiger Beschimpfung trennen sich die beiden, jeder von ihnen mehr zu sich selbst als zum anderen sagend: Gscheada Hund. ■